

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 4.

Donnerstag, den 24. Juli.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Better aus Schlesien.

Erzählung

von

Elfried von Taura.

(Schluß.)

Natürlich ließ es der Senator nicht an einem Einzugschmaus fehlen. Alle Honoratioren des Orts waren dazu geladen, von den armen Bettern keiner. Der Herr Better aus Schlesien fragte auch gar nicht nach ihnen. Freilich konnte er kaum dazu kommen: die Honoratioren überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten; bald rühmten sie sein frisches Aussehen als die Folge eines musterhaften Wandels, und prophezeiten ihm daraus ein hohes Alter, bald brachten sie ihm einen feierlichen Toast — kurz, er hatte nur zu thun, um allen Aufmerksamkeiten, die ihm wiederfahren, die gebührende Aufmerksamkeit zu zollen. In der Folge sorgte der Senator dafür, daß in seinem Gast kein Verlangen nach der übrigen Sippenschaft aufstieg. Er trug ihn so zu sagen auf den Händen; die Frau — ein Muster passiven Gehorsams — mußte ihm den Küchenzettel an den Augen absehen, und der Armbrustschütz wurde bei fürchterlicher Ahndung bedeutet, nicht etwa ein Fenster bei

dem Herrn Better einzuschließen oder sonst einen seiner lösen Streiche gegen ihn zu versuchen. Der Senator lebte augenscheinlich nur für den Better. Bald führte er ihn spazieren, bald zu einem Frühstück; bald hatte er diese, bald jene Zerstreung für ihn, und nirgends durfte der Herr Better zahlen. Wie geliebt mußte er sich fühlen, der Herr Better aus Schlesien!

IV.

Eine Woche verging dem so überaus Geliebten im Fluge. Am achten Tage Vormittags standen die beiden Bettern in der Wohnung des Senators am Fenster, und der Gast drang in den Wirth etwas für Kost und Wohnung festzusetzen. Doch da kam er schön an! „Ich etwas bezahlt nehmen von meinem lieben Better?“ rief der Senator; „nein, Liebe läßt sich nicht bezahlen! Gott sei Dank, daß ich allenfalls noch der Mann bin, meine Liebe durch die That zu beweisen.“ — In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit der Beiden durch einen Lärm auf die Gasse gelenkt. Da hinkte ein alter Mann einher, gekleidet in einen schäbigen Frack und mit einem schweren Quersack beladen. Hinter ihm her zog der Armbrustschütz mit einem Rudel Gassenjungen. Statt

der Armbrust aber führte der Schütz diesmal ein Blasrohr, durch welches er Knallerbsen auf den Rücken des Alten sandte. Sein Geleit brach jedesmal in ein Höllengelächter aus, wenn ein solches Geschosß am Ziel zerplakte. Der Alte ließ es geschehen ohne sich auch nur umzublicken. Der Vater des Schützen wollte sich halbtodt lachen über den neuen Wig seines Erben. Plötzlich rief sein Gast: „Was seh' ich? das ist ja der andere Better aus Schlessien!“

„Wo denn? welcher denn?“ fragte der Senator.

„Nun der Alte mit dem Quersack! Das ist ja der Better, der mit mir in die Fremde ging. Der wird mich doch nicht von hier vertreiben?“

„Was? der? der Lüdrian?“ rief der Senator; „der soll mir kommen! Zum Hause werf' ich ihn hinaus, wenn er mir über die Schwelle tritt!“

„Er kommt gerad' auf das Haus zu,“ sagte der Gast, „thu mir's zu Liebe, Better, schone ihn, wenn Du ihn schon nicht aufnimmst, so begegne ihm wenigstens mit Glimpf!“

Wirklich kam der Alte in's Haus. Er klopfte an die Stubenthür. Auf ein raubes Herein! trat er bescheiden grüßend ein. „Ach! da ist ja schon ein Better aus Schlessien!“ sagte er, „da wird wohl auch der andere ein Ruheplätzchen finden für seine müden Knochen und seine noch müdere Seele.“ Der andere Schlessier reichte ihm die Hand und sagte: „Unser guter Andreas hier wird thun, was in seinen Kräften steht.“

Der Better Andreas maß den Aufzug des neuen Betters aus Schlessien mit einem Blick unendlicher Verachtung. „Guten Tag, Better!“ sagte er, „es kommt einem Mann, wie ich bin, auf einen Mund mehr oder weniger am Tisch nicht an, aber in's Haus nehmen kann ich Euch nicht. Es leben ja hier noch mehr Bettern! Was ich im Rath für Euer Fortkommen thun kann, daran soll's nicht fehlen.“

Der so Empfangene sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blicke an; Trauer, Mitleid und Hohn schienen darin mit einander zu kämpfen. Ohne weiter ein Wort zu verlieren entfernte er sich. Unter der Thür bat er den Senator nur, daß er wenigstens den losen Buben wehrte ihn ferner zu verfolgen. Der zärtliche Papa rief seinen Sohn herein und gab ihm einen Sechser zu frischen Knallerbsen,

unter der Bedingung, daß er sich eine andere Zielscheibe für seinen Wig suche. „Uebrigens mein Sohn,“ schloß er seine Ermahnung, „nimm Dir an den zwei Bettern ein Beispiel, an diesem Ehrenmann, für dessen rechtschaffenes Leben jeder Zug seines Gesichtes zeugt, ein aufmunterndes; aber an dem Vagabonden, dem die Lüderlichkeit ihren Stempel aufgedrückt hat, ein abschreckendes.“

Das abschreckende Beispiel hinkte indessen dem Hause des nächstwohnenden Verwandten zu. Da ward ihm Obdach für eine Nacht nicht verweigert, aber mehr konnte man nicht bieten. Mit einer Nacht Obdach war dem Alten nicht gedient; er setzte seinen Stab weiter. Aber überall eine ähnliche Aufnahme; nirgend ein herzliches Willkommen, nirgends eine Freudenbezeugung, diesen Better aus Schlessien wiederzusehen. Zuweilen hieß es: Wer den reichen Better für sich behält, der kann auch den armen aufnehmen. Auf der Brücke im Thal stand der alte Mann am Mittag noch so freundlich, wie er am Morgen gewesen war. Auf seinen Stab gestützt, blickte er in das krystallene Gewässer, als zähle er die Kiesel seines Bettes. Aber er wollte nur seine Thränen mit den Wellen mischen, in denen er sich als Knabe gebadet voll Jugendlust. Lange stand er so; mancher ging vorüber und achtete seiner nicht. Aber auf einmal, wie er gerade ausblickte, um sich weiter zu schleppen, leuchtete ihm eine Gestalt in die trüben Augen, die wohl geeignet war auch die schwärzeste Kummerwolke zu zerstreuen. Und wirklich hellte sich die Miene des Alten so schnell auf, wie oft im Gebirge die Sonne durch den Nebel bricht und ihn zerstreut. Die Erscheinung, die das zuwegebrachte, war nur ein junges Mädchen, das drei Brode auf dem Kopfe balancirend von der nahen Mühle leicht und frei herabschwebte. „Wenn das ein Mühmchen wäre!“ murmelte der Alte; „doch, wär's auch eine Fremde, sie trägt solch einen Himmel voll Gemüth in Aug' und Angesicht, daß es mich wunderbar ergreift. Find' ich auch hier nicht was ich suche, dann adieu, Heimath!“

Das Mädchen betrat die Brücke; der Alte redete sie an: „Gott grüß' Sie Jungfer! kann Sie mir vielleicht sagen, ob hier am dürren Berg Jemand von der Langerschen Freundschaft wohnt, bei dem ein alter Better, der vor vielen Jahren fortgewandert

und nun nach mancherlei Sonnenblicken und Better-
schlägen in die alte Heimath zurückkehrt, ein gastlich
Obdach fände —“

„Ach mein Gott!“ unterbrach ihn Christel, denn
sie war das Mädchen, „so sind Sie wohl der andere
Herr Better aus Schlesien — nicht der Hirschberger,
denn der ist beim Better Senator oben, sondern der
Schmiederber —“

„Und wenn ich der wäre?“ fiel er ihr in die
Rede — „Ihr habt wohl wenig Gutes von ihm
gehört —“

„Ach guter Herr Better!“ unterbrach sie ihn
wieder, „ich wollte Ihnen nicht weh thun! — ich
weiß ja wie voreilig die Leute im Richten sind —
daß ich aber auch ganz vergaß Sie willkommen zu
heißen! Willkommen denn!“ und sie reichte ihm die
Hand.

„Kind! Engel!“ rief er, „Du heißest mich will-
kommen — das lohne Dir Gott!“ Und er küßte
ihr die Hand und bethaute sie mit andern Thränen,
als er vorhin in den Bach geweint.

„Ach! Sie haben gewiß viel gelitten, guter Herr
Better!“ sagte sie, kommen Sie mit zu meiner Mut-
ter; die wird große Freude haben —“

„Wird sie wirklich? Und Du — Du liebes her-
ziges Kind! hast auch Du ein wenig Freude? Und
könnt Ihr mir denn ein Obdach geben?“

„So gut wir's eben haben, Herr Better; freilich
ganze Stuben können wir Ihnen nicht einräumen,
wie der reiche Senator dem reichen Better. Nun,
arme Leute wissen sich einzurichten, wie es eben geht,
nicht?“

„Freilich! Du trautes Mühmchen! Ja, ich gehe
mit Dir, und wenn mich Deine Mutter aufnimmt,
so bleib' ich bei Euch.“

Beide stiegen nun den Berg hinauf und hatten
nach zehn Minuten ihr Ziel erreicht. Die Mutter
Lorenz empfing den armen Better aus Schlesien mit
nicht minderer Freude, als ihr Schwager den reichen
empfangen hatte. Der Ankömmling hatte eine Ru-
hestatt für den müden Leib und die müdere Seele
gefunden.

Am andern Morgen versammelte sich der hoch-
löbliche Rath um zu beschließen, was mit dem ge-
stern eingewanderten „Lumpaci vagabundus“ werden
sollte, der zwar auch ein Ortskind, aber seines Hei-

mathsrechtes längst verlustig war. Der Senator
Langer hatte den Gegenstand angeregt und zu be-
denken gegeben, ob der Rath es verantworten könne,
wenn er ein Individuum sich einnisteten ließe, das der
Gemeinde zur Last fallen müßte. Des Bedenkens
Frucht war der Beschluß, daß nach Vorschrift des
Heimathsgesetzes zu verfahren, demnach der Langer
aus Schmiedeberg in Schlesien als Vagabond vom
Stadtdiener aufzugreifen und aus dem Reichbild der
Stadt hinauszubringen sei. Das war das Fort-
kommen, für das der Better Andreas sorgte.

Niemand im Städtchen als Gustav wußte, daß
dieser Beschluß bereits überflüssig geworden. Gestern
Abend noch hatte er den davon Bedrohten bei seinem
Mädchen, also außer dem Stadtweichbilde getroffen.
Ihm war übrigens der Gast als ein, wenn immer
verarmter, doch sehr achtungswerther Mann erschienen,
der wenigstens nicht in dem Grade sein Unglück ver-
schuldet haben konnte, wie es das Gerücht behauptete.
Er vernahm daher aus dem Munde seines
Vaters die Kunde von dem gefaßten Rathschluß
mit ironischem Lächeln. Als er am Abend wieder
zu seiner Trauten kam, lernte er den Gast noch besser
kennen, und bald war er sein wärmster Freund. Der
Alte lebte neu auf in dem kleinen, traulichen Men-
schenkreise. Er wurde täglich heiterer, und man sah
ihn manchmal wie selig und doch auch geheimniß-
voll für sich lächeln; namentlich bemerkte dies die
Mutter Lorenz, wenn sie von der Hoffnungslosigkeit
der Liebe ihrer Tochter sprach.

Eines Vormittags trat der Gast ganz gut ge-
kleidet aus seiner Kammer zu den beiden Frauen.
„Herr Better!“ rief die Mutter, „sind Sie es denn
wirklich?“ — „Ich mußte doch meinen Quersack
einmal umwenden,“ sagte er lächelnd, „und da fiel
mir das Gewand in die Hände. Was meint Ihr?
gäbe ich so wohl einen Brautwerber ab? — Ja
seht Euch nur an! Was meint das Mühmchen wohl,
wenn ich jetzt zum Stadler Bürgermeister ginge und
mir seinen Sohn zum Mann für sie erbäte — he?“

„Ach — Herr Better! —“ stammelte das Mäd-
chen erglühend —

„Ach Herr Jesus!“ rief die Mutter, „da kommt
der Bettelvogt! — geschwind verstecken Sie sich,
Herr Better!“

„Der hat hier ja gar keine Macht über mich!“

sagte der Better ruhig; „aber er kommt mir ganz recht, er will mich zum Bürgermeister holen, und zu dem will ich eben. Auf glückliches Wiedersehen!“ Und ehe die Frauen wußten wie, war er schon draußen und schritt stramm und fest neben dem Stadtdiener her. Die beiden Nachschauenden hatten wunderliche Gedanken.

Christel hätte darüber ihren Klöppelsack ganz vergessen, wäre nicht ihr Blick zufällig auf die fleißige Nachbarin am Fenster gegenüber gefallen. Nun griff auch sie wieder in die hundert Klöppel, nun flogen die Fäden durch einander, daß es eine Lust war; da reihete sich Masche an Masche, und nach einer Stunde war das Versäumte eingeholt. Aber da kam eine neue Versäumnis. Ein Blick durch's Fenster — noch einer — dann auffpringen und rufen: „Mutter! Mutter! sie kommen!“

„Aber wer denn, Kind, wer denn?“ fragte die Mutter und sprang auch auf —

„Ach Gott! da sind sie schon!“ rief Christel und barg ihr Gesicht in beide Hände. Und da traten sie gar schon zur Thür herein — Niemand anders als der Herr Bürgermeister, die Frau Bürgermeisterin, der Better und Gustav. Und ehe das ganz verwirrte Mädchen noch wußte wie ihr geschah, stand sie mit ihrem Trauten vor seinen Eltern, die ihre Hand in die seine legten und sagten: „Gottes Segen über Euch, wie er über uns gewesen!“ Und der Better stand dabei und lächelte mit überquellenden Augen. Und der Mutter Lorenz strömten die ihren gar über; sie sah ja, was geschah, wenn sie auch nicht begriff, wie es geschah. Sie sollte es aber gleich erfahren. Denn wie Gustav ihn glücklich erbeutet hatte, den köstlichsten Segen, den ein Mensch empfangen kann, da führte er seine Braut dem Better zu und sagte: „Nun dank' auch dem Schöpfer unsers Glückes!“

Christel fiel dem Verwandten um den Hals und weinte vor Wonne; reden konnte sie nicht. „Ich habe Dich als meine Tochter angenommen,“ sagte er, „und als Vater bei dem Vater Bürgermeister für Dich geworben, nachdem es sich ausgewiesen, daß ich der ächte Hirschberger Better sei und jener bei dem Senator der Schmiedeberger.“

„Was!“ rief die Mutter Lorenz — „Sie sind der Herr Better Karl Fried von Hirschberg, Sie?“

„Freilich!“ war die Antwort; „ich traf unsern

unglücklichen, keinesweges aber verdammungswürdigen Better in dem Aufzug, in welchem meine Christel mich auf der Brücke gefunden, nur ohne den vollen Quersack. Der arme Schelm dauerte mich, und zugleich fuhr mir der Gedanke in den Kopf, mit ihm die Rolle zu tauschen, um meiner Sippschaft ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Der gute Senator wird freilich seltsame Augen machen, wenn er hinter den Betrug kommt; aber ihm geschieht nur recht. Für den armen Schmiedeberger Better werd' ich übrigens sorgen; der gestrenge Herr Bürgermeister hat bereits das Ausweisungsdekret zurückgenommen.“

„Aber nun ziehen Sie wohl fort von uns, Herr Better?“ fragte Christel beklommen.

„Zu wem denn?“ erwiderte er; „etwa zum Senator? Nein, mein Kind! ich bleibe bei Euch — hast Du's nicht gehört? ich will Dein Vater und Du sollst meine Tochter sein, und in vier Wochen ist Hochzeit, dann zieh ich und Deine Mutter mit zu Dir — willst Du nicht?“

Christel reichte ihm freudig die Hand; er aber beugte sich und weihete sie durch einen Kuß zu seiner Tochter.

Als der Bürgermeister mit Frau und Sohn das Haus verließ, schloß auch der Better sich an und ging der Komödie im Hause des Senators ein Ende zu machen. Der war wie aus den Wolken gefallen. Ein Versuch, die überschwengliche Liebe, die er für den unredlichen Better gefühlt, flugs auf den rechten zu übertragen, schlug gänzlich fehl. Er war trostlos. Er kam in keine Rathssitzung mehr, und als er am Hochzeitstage seiner Nichte auch noch die Schmach erleben mußte, daß sein Schütz, weil er gerade während der Trauung ein Kirchenfenster eingeschossen, ohne Gnade in die Büttelei gesteckt wurde, reichte er gar seine Entlassung ein. Es fehlte wenig, so wäre er fortgezogen; aber „Stadel bleibt Stadel“ erklärte seine Frau in einer Anwandlung von Widerstandskraft. In ihrem Herzen dachte sie: Es wird wohl in der ganzen Welt so sein: wie du liebst, so wirst du geliebt! —

Ein deutscher Krieger.

Erlebnisse eines Offiziers in Spanien im Jahre 1808.
Mitgetheilt von J. K.

Als vor einem Jahre im englischen Parlament die Bildung einer deutschen Legion zur Sprache kam und einige Redner deshalb gegen dieselbe stritten, weil eine deutsche Legion, wie schon frühere Kriege bewiesen, weder zuverlässig noch tapfer genug wäre, um die Opfer zu lohnen, die sie nothwendig machte; da erhob sich von allen Seiten nicht blos in Deutschland ein ausbrausender Unwille gegen eine Anklage, die ebenso falsch als ungeschlacht war. Denn abgesehen von der Beleidigung der deutschen Nation, die ihre Tapferkeit im Felde wahrlich nicht erst zu beweisen braucht, hatten jene Redner die Stirne, die anerkannten Vorzüge früherer Legionen in englischen Diensten zu verläugnen, ja selbst die glänzenden Zeugnisse zu verwerfen, die Englands großer Feldherr Wellington seiner Zeit dem deutschen Freikorps ausgestellt hat.

Diese schreiende Anklage im englischen Parlament, trotzdem sie sofort durch das Parlament selbst wie durch die Stimme und Presse Englands zum Schweigen gebracht worden ist, hat doch in Deutschland viele Erinnerungen wieder lebendig gemacht, welche dem Vergessen nah gewesen waren. Nicht nur die Erlebnisse deutscher Legionen in der Fremde wurden wieder erzählt und besprochen, auch die Schicksale deutscher Regimenter, welche durch die Gewalt der Umstände gezwungen waren, fremden Fahnen zu folgen, haben erneute Aufmerksamkeit erregt.

Und mit Recht. Denn es handelte sich den englischen Angriffen gegenüber nicht mehr um die Frage: wie löblich oder tadelnswerth die Tapferkeit einer Nation in fremden Diensten sei, sondern um die Fundamentalfrage aller Ehre, um die Frage der Mannhaftigkeit einer Nation überhaupt. Und darum mehrten auch jene, die sich wenig mit den Vordiensten unter fremder Fahne befreunden können, alle Zweifel über deutsche Unehre im Felde mit Hestigkeit ab. Denn eine Nation, welche sich den Berwurf der Unmännlichkeit ruhig gefallen ließe, verdiente ihn; ihr ganzes Ansehen wäre verloren, nicht durch Andere, durch sich selbst.

Um die Zeit der eben erwähnten Vorfälle im

englischen Parlamente ist mir das Tagebuch eines deutschen Offiziers in die Hände gefallen, welcher im Jahre 1808 als Major eines badischen Regiments den napoleonischen Feldzug in Spanien mitgemacht hat. Dieses Tagebuch, seit vierzig Jahren von der öffentlichen Aufmerksamkeit so gut als vergessen, ja wahrscheinlich seiner Zeit von einem kleinen Leserkreise überhaupt nur gekannt, ist mir in vielfacher Hinsicht so anziehend und denkwürdig erschienen, daß ich es fast für eine Pflicht erachte, dessen interessanten und belehrenden Inhalt einem weiteren Leserkreise mitzutheilen und zwar in einer etwas besseren Form, als ich sie vorgefunden.

Wir lernen hier einen deutschen Krieger kennen, der uns in jeder Hinsicht als wackerer Landsmann, in vieler Beziehung als Muster eines Menschen und Soldaten erscheint.

Er ist nicht nur muthig in der Schlacht, sondern auch von guter Schule in allen Fällen des Dienstes; er hat nicht bloß ein Herz für den blutigen Zusammenstoß der Waffen, er fühlt auch mit ganzer Seele die Leiden eines Landes, das er bekämpfen muß. Ihm ist Tapferkeit nicht Grausamkeit und wenn er im offenen Felde rücksichtslos den Feind bekämpft, der gleiche Waffen führt wie er, so läßt er doch Milde und Nachsicht Allen angedeihen, welche schuldig oder unschuldig die Opfer des Krieges geworden. Ja zu wiederholten Malen meuchlerisch überfallen spürt er keine andere Versuchung zur persönlichen Vergeltung — als Milde und Nachsicht walten zu lassen wie zuvor.

Aber nicht nur blutige Bilder des Kampfes und Leidens bringt uns dieses Tagebuch, mitten im Kriege erkreut es uns mit Aufzeichnungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, welche einem Reisenden mitten im Frieden Ehre machen würden. Wie ein „Maienblick durch Regenschauer“ lächelt hie und da eine idyllische Scene durch die Wolken von Schlachten und Zerstörungen.

Möge das Tagebuch selbst ergänzen, was hier wohl zu seinem Ruhme noch zu sagen wäre.

Nur zum Verständniß der damaligen Lage der Dinge sei ein Weniges vorausgeschickt.

Es war in der ersten Hälfte des Octobers 1808, als drei deutsche Regimenter, ein Badisches, Nassauisches und Hessisches, durch Frankreich nach Bayonne

gesendet und daselbst für den spanischen Feldzug zur Disposition gestellt wurden. Es dauerte auch nicht lange, bis man ihre Dienste in Anspruch nahm; denn Napoleons Bruder, König Josef, der seit dem Maiaufstande aus Madrid geflohen war, und jetzt in Vittoria verweilte, sah sich um diese Zeit bereits in die allerbedenklichste Lage versetzt. Ganz Spanien war jetzt in voller Abwehr gegen die französische Macht, der Krieg des Landes gegen den neuen König war zum allgemeinen Kreuzzug geworden. Die französischen Heere fühlten sich schon jetzt zu schwach, auch nur die Hauptpunkte zu besetzen, kaum konnten sie das offene Feld behaupten. Moncey mußte sich nach Valencia zurückziehen; General Dupont und Bedel waren in Andalusien umzingelt, und bei Baylen geschlagen und gefangen worden; die Belagerung von Saragossa mußte aufgehoben werden. Dazu kam, daß seit dem 4. Juli Englands Bündniß mit der spanischen Nation zu Stande gekommen war, und nun auch ein englisches Heer gegen Frankreich auf der Halbinsel stand. In dieser verzweifelten Lage wartete nun König Josef ängstlich am Ebro auf die Hilfe seines Bruders und suchte sich bis zur Ankunft derselben, so gut zu halten als thunlich, — und um diese Zeit erging denn auch der Ruf zum Marsch nach Spanien an jene deutschen Regimenter, welche in Bayonne des Befehls gewärtig standen. — Hier beginnt das Tagebuch und führt uns in klarer, einfacher und anziehender Weise, das ganze Bild des Krieges bis zur Einnahme von Madrid und so weiter vor Augen. . . .

I.

Ausmarsch. Leid und Freud. Gegenden und Menschen.

Es war ein Courier von König Josef aus Vittoria angekommen, welcher uns mit Eilmärschen zur Armee beorderte, deren rechter Flügel in Biscaya sehr bedroht wurde.

Ich beeilte mich also, mir die nöthigen Lagerbedürfnisse anzuschaffen und die übrigen Vorbereitungen zu treffen, so daß wir den 13. October um 9 Uhr Morgens unsern Ausmarsch aus Bayonne beginnen konnten.

Die See brandete eben bei voller Fluth gegen die Gestade. Spottend ihrer Gewalt streckten die

Pyrenäen ihre hohen steilen Felsen weit in die murrenden Bogen. Freundlich aber stand die Sonne hoch über beiden und belächelte ihre Macht und Größe, während wir schweißtriefend wie kleine Würmer zwischen beiden dahinzogen, um den Tod nach dem Tajo zu tragen.

Wir erreichten St. Jean de Luz, eine unbedeutende Stadt und, etwas höher gelegen, den Ort Uragoe. Viele Ruinen von Häusern und eine absehnliche Kathedrale zeugten, daß dieser Ort einst ziemlich groß gewesen; wir zogen von hier aus immer aufwärts und wurden angenehm berührt, als uns eine liebliche Bergbewohnerin mit Äpfeln beschenkte, während wir vorüberzogen.

Die Sonne stand scheidend am westlichen Horizont, als wir eine bedeutende Höhe erreichten. Wir übersahen noch einmal einen Theil von Frankreich und stiegen an die Ufer der Bidassoa hinunter. Hier fanden wir schon vieles Militär in einigen Zollhäusern, die an der Landstraße liegen und zwei auf die Brücke gerichtete Kanonen verkündigten, jenseits sei ein feindliches Land.

Es war schon dunkel, als wir im spanischen Städtchen Irun ankamen, wo ein Theil des Regiments nach einem Marsch von acht Stunden in einem vormaligen Kloster übernachtete.

Hier hatten wir auch gleich mit dem spanischen Kommandanten in Diensten des Königs Josef Berdruß. Unsere armen Leute waren durch ganz Frankreich marschirt, wo man ihnen Nichts gegeben hatte, als ihre tägliche Zulage von fünf Sous. Vom Eintritt auf den spanischen Boden hörte diese auf und wir sollten dagegen die Rationen beziehen. Nun befanden sich die Leute plötzlich mitten in der Nacht, hungrig und ermattet, auf den schon durch französische Sagen verhaßten feindlichen Boden in einem verwünschten Kloster, wo ihnen nur der Schmutz und das Ungeziefer ihrer Vorgänger begegneten und nicht einmal sauberes Stroh zum Lager zu finden war. Vom Schweiß des Pyrenäenmarsches bedeckt, schützelte sie Fieberfrost in den dicken kalten Mauern und es fand sich kein Holz, um diesen neuen Feind zu vertreiben. Verzweiflungsvoll griffen die Leute nach Zäunen und Bauholz, das sich in der Nachbarschaft fand. Aber da sprang der Kommandant bis an die Dächer. Ich half ihm wieder zu dem geraubten

Holze, er mir zu den schuldigen Rationen. So kamen wir endlich mitten in der Nacht auseinander, um den nahen Morgen zu erwarten, der uns tiefer in das fremde feindliche Land führen sollte.

Den 14. October kamen wir nach einem Marsche von beinahe acht Stunden nach Tolosa, der Hauptstadt von Guipuzera. Das sehr heiße Wetter und die ungeheuren Berge, an denen die Straße von Biscaya immer auf und abführt, machten den Marsch um so ermüdender, da man wegen der Unsicherheit der Wege schon jetzt mit Vorsicht und geschlossen marschiren mußte. Von schlimmer Bedeutung für unsere Leute war ein langer Zug französischer Blessirter, der auf Biscayer Ochsenkarren langsam nach dem französischen Boden an uns vorüberzog. Denkt man sich das klägliche Ansehen und die Muthlosigkeit der vorbeigeführten Blessirten, so kann man sich nichts Gutes von dem Eindruck erwarten, der auf die Gemüther unserer Soldaten gemacht wurde. Zum Glück herrschte bei unserem Regimente durch die rastlose Bemühung der Oberen ein ungemein guter Geist und die lüsterne gewordene Raubsucht vieler, denen die aus Spanien zurückgekehrten Franzosen, allerlei Kleinoden gezeigt hatten, wurde durch den guten Geist der Uebrigen niedergehalten.

Bald nach dem Ausmarsche von Tolosa wurden wir durch den herrlichen Anblick von der Höhe zwischen Irun und Oyarzier aufs angenehmste überrascht. Der Blick verliert sich über Fuentarrabia hin in den Wellen des Ozeans, in welchem die plötzlich zur Breite eines Stromes sich ausdehnende Bidassoa sich ergießt. Neben ihm erstirbt die Riesenschaar der Pyrenäen in kleineren Felsen und endigt, sich zuletzt ermannend, kühn und stolz mit dem Capitel Figuer, an dessen kahlem Granit vergebens das Weltmeer auf drei Seiten nagt.

So oft wir beim weiteren Marsch auch die Stirn trocken mußten, so sehr erheiterten sich unsere Herzen an dem Anblick des lieblichen grünen Pyrenäenlandes. In der That man wird wenige Länder in Europa finden, wo eine kräftige Natur von kräftigeren Menschen bewohnt und mit regerem Fleiße angebaut wird als in den Baskischen Provinzen. Eine Menge schön gebauter Städtchen drängt sich an die Ufer munterer Flüsse, die ihren kurzen Lauf im

Kantabrischen Meerbusen endigen und viele Baien bilden. Die Häuser sind meistens von Steinen, in den Städten größtentheils drei Stockwerke hoch. Fenster von Glas trifft man zwar wenige und nur in größeren Orten; aber dort ist auch gewiß vor jedem ein Balkon, den ein zierliches Eisengitter umgiebt. Selbst in den kleinern Inwohnerschaften trifft man noch hübsche Häuser an, und selten ist ein Ort, der nicht durch ein großes Klostergebäude und eine zierliche Kirche geschmückt wäre.

Wenn man bei Astigarraga den Urumea passiert hat, so kommt man in die artige kleine Stadt Hernani. Von hier führt eine Straße nach dem Ausfluß des Urumea, an welchem die Festung San Sebastian liegt, der einzige feste Punkt, den die Franzosen auf dieser Seite noch inne hatten.

In dem folgenden Nachtquartiere hatten wir wieder Streit mit dem spanischen Kommandanten, weil unsere müden Leute abermals in ein zum Theil noch besetztes unreines Kloster kriechen mußten. Aber wir sollten bald begreifen lernen, daß uns solche Nachtquartiere noch immer heilsamer wären, als Quartiere bei den Bürgern. Denn bei dem unglaublichen Hasse der Eingebornen wäre das Militär nirgends vor einer sizilianischen Vesper sicher gewesen.

Den 15. October ging es uns schlimmer als bisher. Unter Sottisen des spanischen Kommandanten unsern Ausmarsch beginnend, waren wir nicht lange im Freien, als Regenwetter einfiel. Das Gebirge, über welches die Straße führt, ist so hoch und wild, daß wir bei den Regengüssen, die auf uns herabschütteten, trotz des guten Weges kaum fortkommen konnten.

Endlich nach drei Stunden Wegs kamen wir nach den sehr hoch liegenden kleinen Orten Zumarraga und Villareal, welche nur durch das kurz dabei entspringende Flüsschen Urola von einander getrennt sind.

Die neue, nach spanischer Sitte inwendig mit Gold und Silber reichlich ausgeschmückte Kirche mußte uns eingeräumt werden. Die armen Leute standen aneinander wie Heringe, und an's Niederlegen war nicht zu denken. In Kurzem war die Kirche so voll von Dünsten der nassen Kleider, daß man hätte glauben sollen, sie stände in Brand. Wir Offiziere sahen zu wie wir unterkamen. Ich quar-

tirte mich zum Obristen bei dem Geistlichen ein. Da bekamen wir Anfangs kein gutes Gesicht. Ich machte ihn aber treuherzig, indem ich mich auf lateinisch mit ihm unterhielt, und an eine Vorzeit erinnerte, wo noch Alles ganz anders war. Er erzählte mir nachher viel, was mir wichtige Aufschlüsse gab. Er hatte, wie mir die Folge bewies, die allergenauesten Nachrichten über die Armee des Blake, die bei Bilbao stand, wie des Palafox, die gegen Pampelona vordrang.

Wir machten hier zum ersten Mal Menage zusammen; eine Maßregel, die wir in Zukunft immer nach Möglichkeit befolgten, die manchem Offiziere das Leben erhielt, manche sonst traurige Stunde erheiterte, manchen guten Entschluß hervorrief und überhaupt in ähnlichen Fällen nicht genug empfohlen werden kann.

Nach einem zweistündigen Marsch kamen wir den 16. im Thal der Deva, unweit der beträchtlichen Stadt Bergara an. Der erhaltenen Bestimmung gemäß sollten wir der großen Straße bis Vittoria folgen; wir fanden aber in Bergara Gegenordre: direct nach Durango zu marschiren. Wir wendeten uns also wieder nördlich, zogen durch die Stadt und gingen auf schlechtem Wege an der Deva hinunter bis Plasenzia, einer artigen kleinen Stadt. Ein sehr verdorbener Gebirgsweg führte uns von hier nach dem Flecken El Orrio westwärts und dann wieder eine gute Chaussee auf dem linken Ufer des Orrio-Flüßchens nach Durango, wo wir nach einem Marsch von acht guten Stunden Wegs gegen Abend ziemlich ermüdet eintrafen.

Die Lage der Sachen war damals für die französische Armee noch schlimmer. Der König bei Vittoria und der Marschall Moncey bei Pampelona hatten alle Hände voll zu thun, um den gerade auf sie eindringenden Feind abzuhalten; und nun war Blake mit einer beinahe 30,000 Mann starken Armee nach Bilbao vorgedrungen, hatte den General Berodier vertrieben und drohte, gerade gegen Bayonne zu marschiren. Daß er diese Drohung nicht ausführte, ist unbegreiflich, da die ihm gegenüberstehende Division gar nicht geeignet war, ihm ernstlichen Widerstand zu leisten; sie war höchstens noch 4000 Mann stark und bestand aus den kläglichen Trümmern der conscribirten Legionen des vorigen unglücklichen Feld-

zugs. Blakes Marsch gegen Bayonne hätte den König in die größte Verlegenheit gesetzt und in die Pyrenäen zurückgezwungen, noch ehe die große Armee ankommen konnte, die damals erst anfing über die Loire zu gehen.

Die Spanier ließen indessen durch Unschlüssigkeit die beste Zeit verstreichen. Den 15. endlich rückten sie näher gegen Zornoza. Dieses verursachte ein kleines Gefecht und das gerade ankommende Regiment Nassau mußte sogleich auf die Berge ausrücken und blieb daselbst im Bivouac. Gedeckt hierdurch fanden wir es besser, konnten unsere Leute in ein Kloster einquartieren und ein paar Tage ausruhen lassen. Den 17. kam auch das Regiment Hessen nach Durango, und den folgenden Tag übernahm General Leval das Kommando unserer Division und des ganzen Corps.

II.

Spanisches Leben. Auf den Bergen. Allarm.

Das Wetter war mehrere Tage anhaltend schlecht, und Durango bot uns wenig Unterhaltung dar, ob es gleich eine ganz artige Stadt der Provinz Biscaya ist. Doch hatte ich diesmal in meinem Quartiere einigen Ersatz für die Langeweile des Ortes. Denn in meinen Hausleuten konnte ich die spanische Nation einiger Maßen kennen lernen. Zwar haßten sie mich als einen ihrer Feinde unbeschreiblich, und zwar insgesammt, das Stubenmädchen nicht ausgenommen, welches alle Morgen mit saurem Gesichte kam, mich auf baschisch auszuschelten; im Ganzen waren es aber recht gutartige Menschen. Sie bestanden aus einem Don — mit einem langen Namen, der mir nicht gleich wieder einfällt — einem Manne von etlichen dreißig, nicht groß, bräunlich von Gesicht und schwarz von Haaren; aus einer Frau, etwas jünger als jener, gut conservirt, von gleicher Farbe wie der Mann, von schwarzem Haare und so schönen weißen Zähnen, als ich nie gesehen hatte; ferner aus einem Bruder des Don, einem ältlichen ganz gemeinen Bauersmann, aus ein paar Mägden und einigen kleinen Kindern.

Der Hausherr war viel gereist, hatte sonst Handelsgeschäfte getrieben, und lebte nun in seinem erbten Hause für sich. Er trug sich wie ein Mann

von Stande mit feinem, vorn mit Sammet verbrämtem Mantel, und feinem dreieckigem Hut. Er hatte viele Vorurtheile, war ziemlich in Spanien, aber nicht außerhalb bekannt, wußte etwas Geschichte und sprach gebrochen Latein. Diese Sprache, eine Ausstattung der Klostererziehung, findet man ziemlich häufig in dem Munde der Männer von Bildung und sie hilft dem Fremden fort, der noch kein Spanisch versteht, und vergebens auf sein Französisch gerechnet hat.

Die drei Baskischen Provinzen bildeten gewissermaßen eine Republik für sich, die dem Könige nur ein jährliches Dongratuit, aber keine Zölle und andere Abgaben entrichtete, keine Conskription und Besatzungen duldete und im Kriege nur Hilfstruppen stellte. Die ganze Nation ist geadelt, jeder Mann Hidalgo oder Edelmann, und Jeder bedient sich daher auch des Wörtchens *Bon*, welches dem Deutschen „Herr“ gleichkommt. Eine vollkommene Freiheit und Gleichheit hat vielleicht nirgends in Europa eine so lange Zeit bestanden, als unter dem ruhigen kräftigen Völkchen der Biskayer und nirgends gab es daher wohl mehr Vaterlandsstolz und Vaterlandsliebe. Diese schönen seltenen Phänomene werden leider vielleicht allmählig schwinden mit den neuen Formen.

Wir Offiziere hatten in Durango beim Obristen unsere Tafel, die meistens von den Magazinslieferungen besorgt wurde. Wegen der Nähe des Feindes waren sonst die Lebensmittel ziemlich theuer, namentlich Del. Bezeichnend klagte mir mein Wirth eines Tages: „es sei nicht mehr auszuhalten; durch die Trennung von Bilbao werde das Del so theuer und rar, daß er beinahe genöthigt wäre, das Essen mit Butter schmelzen zu lassen.“

Da es anhaltend regnete, so befand man sich außerhalb und innerhalb der Häuser nicht wohl. Nicht leicht nämlich hat ein Spanisches Haus einen Stubenkamin, geschweige denn Ofen. Die Fenster sind meistens nur mit hölzernen Läden, höchst selten mit Glas geschlossen. Will man nun bei hellem Tage sehen, so muß man durch Oeffnen der Läden alle Unarten des Wetters, auch im Winter, zu sich hereinrufen. Dagegen hat man kein Mittel, als das *Brasero*, das heißt: eine in einem viereckigten hölzernen Gestell eingesetzte kupferne Kufe oder Pfanne,

welche mit glimmender Asche gefüllt ist. Sind die Kohlen noch nicht verglimmt, so verbreiten sie häßliche Dünste, welche Lungenübel und Störungen hervorbringen. Die große Küche in der Mitte des Hauses ist dann das allgemeine Hilfsmittel. Um das wohlthätige Feuer derselben versammelt sich Jung und Alt, vorzüglich Abends. Auch ich fand mich oft in den Stunden ein, die mir der Dienst übrig ließ. Die Donna fiel dann mit scharfer Zunge über mich her, schalt mich und den Kaiser tüchtig aus und wollte sich dabei halb krank lachen. Der Don des Hauses war ernsthafter und ging tiefer. Oft versicherte er mich, ich würde in acht Tagen jenseits der Pyrenäen sein, voran ich lebendig hinüberkäme. Ich versprach ihm dagegen, ihm in eben so kurzer Zeit einen Chesterkäse aus Bilbao zu schicken, den er vorzüglich zu lieben schien.

Sonst lebten die Leute sehr einfach. Morgens trank jedes Familienmitglied eine hohe Tasse trefflicher Chokolade mit gerösteten Wecksnitten und einem großen Glas frischen Wassers; Mittags wurde Suppe und ein Ragout gegessen; Abends ein einfaches Gericht, z. B. gebackene Fische. Starke Getränke kamen nicht vor, höchstens nahm der Hausherr ein Glas Liqueur bei Tisch. Dagegen wurden den ganzen Tag Äpfel gebraten, auch wohl Kastanien.

Im Uebrigen ging es ziemlich ungenirt her. Wenn ich kam, machte man mir einen Platz beim Feuer. Die Donna setzte sich einigemal ganz munter mir gegenüber, legte ihr interessantes Bronzeköpfchen in den Schoß einer Magd, ließ sich die schönen langen Haare auseinander nehmen und die Läuse suchen. Gabs was Rechtes zu knacken, so schien ihr das Spaß zu machen. Dabei unterhielt sie sich durch allerlei Anreden aus der Schürze der Magd mit mir, wovon ich dann gewöhnlich nichts oder falsch verstand und ausgelacht wurde. Schimpfte sie nicht, so suchte mir wohl der Mann in seinem gebrochenen Latein ihre Ausdrücke zu erklären.

Wenn es dunkel wurde, so hing man in der Mitte der Küche eine Lampe auf und einige Seniores aus der Nachbarschaft setzten sich zu uns, um den Zirkel zu vergrößern. Einen bedeutenden Theil der Unterhaltung brachte Jeder selbst mit in der spanischen Art Taback zu rauchen. Man führt eine große Schnupstabacksdose voll Rauchtaback und ein

Quartblättchen Postpapier mit sich; will nun der Mann rauchen, so nimmt er so viel Taback, als er zwischen den Fingerspitzen fassen kann, aus der Dose, bläst darauf und rollt es zwischen den Händen, bis es lang und schmal geworden ist. Diese kleine Rolle legt er nun auf ein länglich viereckiges Stück Papier und biegt solches einige Male darum, so daß das Ganze aussieht wie ein Fidibus. Das Papier wird zuletzt an dem einen Ende umgebogen und die spanische Cigarre ist fertig.

Die Männer waren gewöhnlich sehr niedergeschlagen; doch funkelte in ihren Augen die Hoffnung einer baldigen Erlösung. Was ich ihnen von unserer herbeiströmenden Macht sagte, glaubten sie nicht, oder widerlegten es durch hochtönende Bravaden. An heimlichen Nachrichten von den Insurgenten fehlte es ihnen nicht.

Den 21. fing das Wetter an erträglicher zu werden. Ich streifte, so weit es die Umstände erlaubten, hinter den Vorposten herum, um auf dem neuen Boden meine militärisch-topographische Neugierde zu befriedigen. Oft zwar waren auf diese Weise schon Leute verschwunden, man erfuhr nie mehr, wohin sie gekommen waren oder sie kamen verwundet und nackt zurück und erzählten, wie man aus Fenstern oder Büschen auf sie geschossen und sie dann beraubt habe; aber ich konnte mich nicht daran gewöhnen, Verrätherei für meine Person zu fürchten. Nehmt dem Menschen das schöne freundliche Band des Vertrauens, das ihn zu seinem Geschlechte hinzieht, und was bleibt ihm übrig, als dumpfer Haß oder Eckel am ganzen Geschlechte?

Ein sehr lieber Freund und wackerer Waffengenosse dachte wie ich; mit ihm konnte ich eine jener unerquicklichen Pausen, welche das Soldatenleben auch im Felde reichlich aufzuweisen hat, zu einem größeren Ausfluge benützen.

Den 24. November Morgens, nach geendigtem Exerciren, sahen wir den Ugui und Dinna ihre sonst beinahe immer von Wolken umlagerten Gipfel entschleiern. Schon lange hatte man gestritten, ob es möglich sei, diese ungeheuren, von der Zeit abgeglätteten Massen zu erklimmen, dort, wohin der Wind kein Samen Korn trägt und wo kein Grassalm Boden zum Wurzeln findet. Die hohen kahlen Felsen stehen wie eine unübersteigliche Mauer auf dem Rücken einer

beträchtlichen Bergkette, die bis beinahe an ihren Fuß durch die Biscayer bebaut ist.

Nachdem wir uns gehörig nach Weg und Steg erkundigt hatten, begannen wir frohgemuth die Wanderung „zum Himmel.“ Denn so darf man wohl ein Ziel benennen, welches fast immer mit den Wolken in unmittelbarer Berührung steht.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen, mit unsäglicher Mühe und einiger Gefahr standen wir endlich halb schwindelnd auf einem der höchsten kahlen Felsen, von dem wir vorwärts den Mannaria und Durango und rückwärts den Ugachun erblickten. Eine Welt von furchtbar durcheinander geworfenen Massen lag um uns her. Es glich dem Schlachtfeld der Giganten mit dem Donnerer. Zahlreiche Adler, die ihre Nester dort vor menschlichen Besuchen gesichert geglaubt hatten, flogen in immer wiederholten Kreisen schreiend um unsere Häupter herum und schienen uns weniger zu fürchten, als über unsere Gegenwart erstaunt zu sein. Wenige Ortschaften sah man in den Thälern. Die Natur erschien wie die weite Stille der Zerstörung bei der ersten Waffenruhe eines fürchterlichen Krieges. Weit im Hintergrunde nur erschien der Rauch der spanischen Lager.

Wir trennten nun zu unserem Vergnügen Felsstücke los und ließen sie in die unabsehbare Tiefe hinunterrollen. Durch Stoß und Gegenstoß zerschellten die harten Steine oft gänzlich und lösten sich, ehe sie hinunter kamen, in einzelne Körner auf. Andere vollendeten die lange tanzende Lustreise und es machte uns Freude, wenn wir mehrere Minuten nach ihrer Losreißung die Kühe am Berge, die wie schwarze Schaafse aussahen, erschreckt unserem rollenden Geschosse Platz machen sahen.

Wir pflückten zum Wahrzeichen ein Paar Blumen und kletterten mit doppelter Gefahr wieder herunter.

Zwei Drittheile abwärts trafen wir eine Höhle an, welche schief unter den Boden zu gehen schien. Ich ließ mich nicht abhalten, sie zu untersuchen und vermochte meinen Freund, mich außerhalb zu erwarten. Diese Vorsicht wäre beinahe nützlich geworden. Meine Wanderschaft ging anfangs durch interessante, mannigfach gestaltete Naturgewölbe, bald verengten sich diese, immer abwärts geneigt, in einen niederen dunklen Schacht, den ich nur durchkriechen konnte. Plötzlich fühlte ich keinen Boden mehr unter den

Füßen. Schon hing ich schwebend, die Hände überm Kopf, an den Stein geklammert — und noch kein Boden! In Gottes Namen, rief ich und ließ los — da stand ich mit geringer Erschütterung auf felsigem Boden. Ein leichter Schimmer von unten erhellte meine mit nassem Thon überzogenen Stiefel. Also mußte es einen Ausgang auf der entgegengesetzten Seite geben! Froher war Columbus nicht, als das jubelnde Schiffsvolk von allen Seiten „Land“ rief. Stolz wandelte ich weiter und befand mich bald — in der Höhle des Hirten. Seine Herde war noch nicht von der Weide zu Haus; doch war ihre Spur gar wohl überall zu merken. Da es nun hier weiter nichts zu thun gab und die Herdenatmosphäre unter der Erde keineswegs angenehmer ist als über derselben, so eilte ich wieder an's Tageslicht. Hier merkte ich erst, daß ich keinen Säbel hatte, und war froh, daß meine Tapferkeit und im Ernste auf die Probe gesetzt war. Mein Mordgewehr hatte mein Freund, der oben mit großer Verlegenheit mich erwartete und nun, sobald er herunter kommen konnte, dem wiedergefundenen Erdensohne in die Arme stürzte.

Um halb zwei Uhr kamen wir mit Schweiß und Roth bedeckt bei unserer Tischgesellschaft wieder an. Wir ahneten nicht, während wir für unsere Erzählungen den süßen Tribut des Beifalls ernteten, daß wir von nun an monatelang in keinem Hause mehr schlafen sollten. Denn kaum hatten wir mit einigen Bissen den ärgsten Hunger gestillt, — da schlug es allgemein Generalmarsch. Ich hatte kaum die Zeit noch Wäsche zu wechseln, so schnell ging es zum Thore hinaus; General Merlin war mit seinem Haufen von allen Seiten angegriffen worden und erhielt sich nur mit Mühe bei Zornoza.

(Fortf. folgt.)

Lamartine.

Wem, der am Schicksal und der Geschichte der Poesie Antheil nimmt, ist nicht das glanzvolle Debut erinnerlich und bekannt, das Alphonse de Lamartine in den zwanziger Jahren mit seinen „meditations poetiques“ erlebte? Wie damals die Gestirne Lamartines und Victor Hugos am Himmel der französischen Poesie aufgingen, gleich glänzend, mit gleichem Enthusiasmus begrüßt, wie in spätern

Jahren Werk auf Werk den Ruhm beider Dichter erhöhte, — wie hätte man damals ahnen können und mögen, daß eines Tages der eine verbannt in England leben, der andre in Paris zum — literarischen Fabrikarbeiter herabsinken werde.

Das Schicksal Lamartines, das ihn nöthigt zum Besten seiner Gläubiger seinen Ruhm preiszugeben, seine Feder zu flüchtigen und dem Tagesbedürfnisse dienenden Werken zu verkaufen, dies Schicksal sagen wir ist ein so trauriges, daß man gar nicht fragen kann, ob Lamartine an demselben einige Schuld trage oder nicht. Man kann es nur beklagen. Empörend aber ist die Wahrnehmung, wie auch in Frankreich der alltägliche Wis, die alles in den Staub ziehende Ironie — sich nicht mehr begnügt den Glücklichen zu verfolgen, sondern selbst das Unglück zu verhöhn. In Deutschland ist man dergleichen sehr gewöhnt, in Frankreich nimmt es Wunder. — Wenn man aber durch Lamartines Geschick angeregt, fragt, welche Grenze dem Spott und dem souverainen sogenannten „Esprit“ gezogen sein sollte, so haben wir darauf folgende Antwort: Der „Esprit“ möge allenfalls noch den Lorbeerkrantz zu beschmücken versuchen, aber nicht das Tragen der Dornenkrone durch Rothwürfe erschweren! Δ .

Die neuesten Werke von Franz List.

List entfaltet in neuerer Zeit eine Produktivität, welche wahrhaft staunenerregend ist. Da aber seine neuesten Werke nur erst theilweise in die Öffentlichkeit getreten sind, und selbst die, im Druck vor kurzem erschienenen Orchesterwerke, bis jetzt wenigstens nur an wenigen Orten unter seiner eigenen Leitung (in Weimar, Jena, Braunschweig und Berlin) gehört worden sind, dürfte wohl eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten derselben hier nicht unwillkommen sein. — Ich beginne mit den „symphonischen Werken.“

List hat in den letzten Jahren neun „symphonische Dichtungen“ geschrieben, von denen in diesem Augenblick sechs, nämlich: „Tasso,“ „Les Préludes,“ (nach Lamartine,) „Orpheus,“ „Prometheus,“ „Mazepa“ und „Festlänge“ — gleichzeitig in Partitur und in vierhändigen Arrangement für zwei

Flügel (von List) bei Breitkopf und Härtel erschienen sind. — Die drei noch übrigen symphonischen Dichtungen, nämlich: „Die Bergsymphonie“ (Ce qu'on entend sur la montagne, nach Victor Hugo,) die „Héroïde funèbre“ und „Hungaria“ werden in gleicher Weise demnächst ausgegeben werden. Eine Aufführung der Letzteren, freilich nur für den engern Kreis seiner Freunde, Schüler und Verehrer, fand kürzlich in Weimar unter seiner Leitung statt, und riß Alle zur Bewunderung hin.

Außer diesen symphonischen Dichtungen (sämtlich in einem Satz) hat List noch eine große Symphonie „Faust“ in drei Sätzen (Faust, Gretchen und Mephisto) vollendet, die ebenfalls schon im Probesaal des Weimarischen Hoftheaters aufgeführt wurde. — Eine zweite Symphonie betitelt sich „Dante.“ Diese Symphonie besteht aus zwei Sätzen, aus den Gegensätzen von Hölle und Himmel. Der letztere Satz wurde von List soeben vollendet, ist jedoch noch nicht zur Aufführung gekommen, die erst im Herbst erfolgen dürfte, während der erste Satz die „Hölle,“ schon zwei Privat-Aufführungen hier erlebte. Mit dem zweiten Instrumentalsatz der „Himmel,“ ist ein Vokalsatz organisch verwebt, welcher den Schluß bildet, ohne jedoch als selbstständiger Theil aufzutreten. Ein, nach der Intention des Meisters, unsichtbarer Chor der Seeligen, schließt das imposante Tongemälde mit einem „Magnificat.“ — Schon sind aber die Pläne zu zwei neuen Symphonien entworfen, zu einem „Attila,“ im musikalischen Anschluß an Raulbachs großartige „Sunnenschlacht,“ und zu einer „Schiller-Symphonie,“ die zur Verherrlichung des Schillerfestes im Jahre 1859 bestimmt sein dürfte.

Gehen wir zu den gemischten Vokal- und Instrumentalwerken über, so finden wir die vollständige Musik (Ouverture, Chöre, Soli und Melodramen) zu Herders „Prometheus“ in neuer Bearbeitung für den Concertgebrauch vollendet. Die Musik wurde zuerst für das Herderfest (1850) geschrieben, wobei dessen „Prometheus“ auf der Bühne mit Lists Musik zur Aufführung kam. Jetzt hat der Meister die Musik vollständig überarbeitet, und für den Concertgebrauch eingerichtet. Einen verbindenden Text zu dem Ganzen, hat Richard Pohl entworfen. Eine Aufführung in der neuen Gestalt hat noch nicht stattgefunden. Das Werk ist noch Manuscript. — Im

Druck bereits vorliegend ist dagegen die Fest-Cantate „An die Künstler“ (nach Schillers Dichtung,) die zuerst in Carlsruhe, später in Jena und Weimar zur Aufführung kam. Sie erschien bei Schlesinger in Berlin. Ferner wird List demnächst die Composition einer großen Cantate beginnen, welche „Das Leben der heiligen Elisabeth“ in vier Theilen schildert. Den Text hierzu hat Otto Roquette auf Anregung Lists gedichtet. Diese Legende wird allem Vermuthen nach ihre erste Aufführung im Sängersaale der Wartburg erleben, da sie zur großartigen Feier der Einweihung der, vom regierenden Großherzog mit großem Aufwand schon seit Jahren begonnenen, und nun bald vollendeten Restauration des berühmten Stammschlosses der Landgrafen von Thüringen, bestimmt sein dürfte.

Auf dem Gebiet der Kirchenmusik begegnen wir zuerst einer Messe für vierstimmigen Männergesang mit Orgelbegleitung, einem „Pater noster“ und „Ave Maria“ für gemischten Chor mit Orgel, sämtlich schon im Druck erschienen, und wiederholt (in Berlin, Pesth, Wien, Weimar, Jena, Leipzig, Dessau, Prag) zur Aufführung gebracht. — Eine zweite große Messe (Missa solennis) für Chöre, Soli, großes Orchester und Orgel, die zur Einweihung der ungarischen Metropolitan-Kirche in Gran componirt wurde, wird bei der, Ende August d. J. bevorstehenden großen Festlichkeit von List selbst zuerst dirigirt werden.

Hierher gehört ferner der 13. Psalm für Tenor-Solo und gemischten Chor (zuerst aufgeführt in Berlin), sowie eine große Orgel-Fuge über B A C H (zuerst aufgeführt in Merseburg,) sämtlich noch Manuscript.

Das nächste große Kirchenwerk, das List in Angriff nehmen wird, ist eine musikalische Verherrlichung der acht Seligpreisungen in der „Bergpredigt,“ eine kirchliche Cantate. Ferner soll List mit dem Gedanken umgehen, ein Oratorium, „Christus,“ zu componiren, zu welchem Friedrich Rückert (nach seinen Evangelienharmonien) den Text dichten soll. Hierüber kann ich jedoch noch Nichts Gewisses berichten. Jedenfalls werden die nächsten Jahre fast ausschließlich der Composition von Kirchenwerken gewidmet sein.

Hiernach widerlegt sich das eben durch die Zeitungen laufende Gerücht, daß List gegenwärtig mit der Composition einer ungarischen Oper beschäftigt sei, von selbst. Es soll jedoch keineswegs in Abrede

gestellt werden, daß Liszt die Composition einer solchen Nationaloper, wozu er wie Keiner berufen ist, beabsichtigt, und daß Aufforderungen zu Textentwürfen, (unter denen übrigens der Beste erst zu wählen wäre) an seine Landsleute schon jetzt ergangen sein mögen.

Ferner ist uns auch bekannt, daß Liszt eine Oper *Sardanapal* (nach Byron) schon früher zu componiren begonnen, und theilweise vollendet hat. Jedoch scheint er dieses Werk, vorläufig wenigstens, zurückgelegt zu haben, da er sich gegenwärtig den symphonischen und Kirchenwerken fast ausschließlich hingiebt.

Sollten wir, um das Verzeichniß vollständig zu machen, hier noch sämtliche Klavierwerke anfügen, welche in der letzteren Zeit von Liszt componirt wurden, so würde ein Katalog entstehen, welcher die Grenzen dieser kurzen Mittheilung weit überschritte. — Wir wollen nur die größten darunter anführen.

Zunächst Compositionen für Piano und Orchester. Erstens zwei Concerte für Pianoforte mit großem Orchester, beide noch Manuscript, das erste von Liszt selbst in Weimar, von Bülow in Berlin, von Bruckner in Jena und von Jaell an mehreren Orten gespielt, das zweite bis jetzt noch nicht aufgeführt. — Ferner: Franz Schuberts große Fantasie in C-dur, symphonisch bearbeitet für Pianofort principal und Orchester, Manuscript, von Bronsart in Jena zuerst gespielt. — Eine ungarische Rhapsodie für Piano und Orchester (von Bülow an mehreren Orten, zuerst in Dresden gespielt,) Manuscript. — Ein „Capriccio alla Turca“ über Motive aus Beethovens „Ruinen von Athen,“ für Piano und Orchester, von Bülow zuerst in Karlsruhe gespielt. Manuscript. — G. M. v. Bebers „Polonaise brillante“ für Piano und Orchester. Bei Schlesinger erschienen und schon vielfach öffentlich gespielt. — Endlich der „Todentanz“ eine Fantasie für Piano und Orchester (über das „Dies irae“) Manuscript, bis jetzt noch nicht aufgeführt.

Unter seinen Compositionen für Pianofort-Solo sind besonders hervorzuheben: ein „Großes Concert-Solo;“ eine große „Sonate;“ „Scherzo und Marsch“

(Die wilde Jagd;) die „*Harmonies poetiques et religieuses*“ (7 Hefte); die „*Années de Pèlerinage*“ (2 starke Bände); die „*Ungarischen Rhapsodien*“ (15 Hefte); 2 Balladen, 2 Polonaisen, eine große Anzahl von Concert-Studen, Concert-Paraphrasen, Transcriptionen und Clavier-Auszügen die, bis auf einige, jetzt fast sämmtlich schon im Druck vorliegen. — Eine sich hieran schließende Reihe von Liederheften für Solo- und Quartett-Gesang, welche demnächst erscheinen, sei hier noch angeführt. —

Fügen wir noch Liszt's schriftstellerische Werke bei, so ist zunächst der erste Band von Liszt's „*Gesammelten Schriften*“ zu nennen, welcher, kürzlich erschienen, seine Abhandlungen über die „*Göttestiftung*“ und über „*Chopie*“ brachte, die schon früher in französischer Sprache erschienen waren. Der zweite Theil wird Liszt's Analysen von Wagner's *Holländer*, *Tannhäuser* und *Lohengrin* enthalten. — Außer der großen Anzahl von Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden, und noch ferner veröffentlicht werden, bevor sie gesammelt erscheinen, sind auch zwei größere Werke zu nennen, die bereits vollendet, aber noch nicht im Druck erschienen sind. Das erste über „*die Musik der Ungarn und Zigeuner*“ wird noch im Laufe dieses Jahres zugleich in deutscher, französischer und ungarischer Sprache erscheinen. — Das zweite, über Hector Berlioz und seinen „*Gellini*“, wird erst später veröffentlicht werden.

Ueerblicken Sie diese Reihe von Werken und ein Ausruf des Erstaunens über diese immense Produktivität ist sehr gerechtfertigt. Und wenn Sie ihren Inhalt erst näher kennen lernen, werden Sie über die Fülle des in ihnen wohnenden Geistes, über den Reichthum der Phantasie, über die Größe der Conception, die Originalität der Erfindung, die Gewalt der Ausführung nicht weniger erstaunen.

In der Folge werde ich mir gestatten, einzelne aus den genannten Werken hervorzuheben und näher auf sie einzugehen, um mit Worten ungefähr ihren künstlerischen Gehalt zu schildern. — Mit den symphonischen Dichtungen, den neuesten Publikationen sei der Anfang gemacht. Darüber also nächstens mehr.

Richard Pohl.

Genillefon.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* Im Verlage der Steinhöfelschen Buchhandlung in Verden erschien soeben ein dramatisches Gedicht „Prometheus, der Verdammte“ von Karl Köllner. Die Bearbeitung antiker Stoffe scheint gegenwärtig wieder die Dichter zu fesseln. Daß auch dem Publikum der Sinn dafür nicht ganz abgeht, beweist z. B. der glückliche Erfolg von Tempelweis: „Klitemnästra.“

Epische Dichtung.

* M. Anton Niendorf, (von welchem selbstständig ein Cyklus „die Hegler Mühle“ und „Lieder der Liebe“ herauskamen) theilte in der Bibliothek der „Classiker des In- und Auslandes“ (Berlin, Verlag von A. Hofmann und Comp.) verschiedene Uebertragungen epischer Gedichte mit. Voran steht unser National-epos „das Nibelungenlied“ (in 2 Bänden) von Niendorf nächst Simrok wohl am besten ins Hochdeutsche übersetzt. — Die Uebertragung von Esaias Tegnér's „Grithjof-Sage“ bildet das zweite Resultat der Niendorfschen Arbeiten auf diesem Feld. Da die „Bibliothek der Classiker des In- und Auslandes“ sich eben so sehr durch guten Inhalt als durch Billigkeit auszeichnet, so ist ihr und mit ihr auch der erwähnten Dichtungen eine weite Verbreitung gesichert.

Literaturgeschichte.

* Von J. W. Schäfer's mehrfach angezeigter, und von uns warm empfohlener „Deutscher Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ ist nun der zweite Band ausgegeben worden. Derselbe enthält die ausführlichen Biographien Lessing's und Wieland's, eine „innere Geschichte der Literatur von Herder's und Göthe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode“ und die kleineren Biographien von Bürger, Hölty, Bof und Friedrich Leopold zu Stolberg. Das Ueberwiegen der biographischen Behandlungsweise, die Weglassung des üblichen Raisonnements (ohne daß es darum an gediegenen Urtheilen fehlt) machen das Buch für den Laien unter den vorhandenen Literaturgeschichten zu einer der schätzenswertheften. — Der dritte Band, den Abschluß des Werkes bildend, wird sich voraussichtlich hauptsächlich mit

Schiller und Göthe beschäftigen. — J. W. Schäfer ist ja zudem als Biograph beider schon selbstständig aufgetreten.

* Professor Hermann Gertner in Dresden gedenkt seiner trefflich „Englischen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (Braunschweig, bei Vieweg), eine „Französische Literaturgeschichte“ desselben Zeitalters folgen zu lassen.

Neue Belletristik.

* Die Meyersche Verlagsbuchhandlung in Hannover veröffentlicht ein zweites Buch des Amerikaners J. K. Marvel (Mitchell). Dasselbe führt den Titel „Traumleben, ein Bild der Jahreszeiten“ und zeigt natürlich in Geist und Darstellung viele Verwandtschaft mit den „Träumereien eines Junggesellen“, aus denen wir ein Bruchstück mitgetheilt. Auf beide Bücher kommen wir im Literaturblatt in ausführlicher Weise zurück.

* Gottfried Keller, der schweizerische Lyriker, der mit dem „grünen Heinrich“ so glücklich das Gebiet der Erzählung betreten hat, gab kürzlich fünf neue Erzählungen unter dem Titel „die Leute von Seldwyla“ heraus. — „Die Leute von Seldwyla“ enthalten kleine schweizerische Stadtgeschichten in origineller Manier. Das lyrische Element in ihnen verläugnet den ächten naturwüchsigen Dichter, der Gottfried Keller ist, nicht.

Musik.

* In Leipzig hat der Niedelsche Musikverein vor kurzem wieder eine große Concert-Aufführung älterer Werke veranstaltet, bei der auch Robert Franz aus Halle zugegen war. Unser Leipziger Correspondent wird sich wohl des Näheren darüber auslassen.

Geschichte der Karlschule.

* Schiller's Universität, die „hohe Karlschule“, hat einen Geschichtschreiber an Heinrich Wagner, Königl. Württembergischen Kanzleirathe, soeben gefunden. Mit Illustrationen von K. A. von Heideloff erscheint dessen „Geschichte der hohen Karlschule“ in Würzburg bei Etlinger. Der erste Band „die Karlschüler, nach

archivalischen Quellen“ ist eben veröffentlicht worden. Das Ganze verspricht einen höchst interessanten Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu geben.

Correspondenz.

Dresden, Mitte Juli 1856.

Sie haben Recht, sich über mein Schweigen zu beklagen, und ich muß weit zurückgreifen, um den abgebrochenen Faden meiner Berichte wieder aufzunehmen. Mein heutiger Brief wird sich zunächst mit dem Theater beschäftigen.

Hr. Tichatschek trat nach der Rückkehr von seiner mit reichem Ruhme gekrönten Urlaubsreise zum ersten Mal wieder als „Johann von Leyden“ auf. Es war dies das 59. Mal, daß er diese Rolle sang und das 65. Mal, daß „der Prophet“ nunmehr überhaupt hier gegeben ist. Einmal sang Tichatscheks Partie Hr. Weixledorfer, der künftig der Hamburger Bühne angehören wird, einmal Hr. Ditt, zweimal Hr. Ander und zweimal Hr. Roger. Frau Krebs-Michalesi sang die „Hides“ zum 63. Mal, einmal sang sie die La Grange, einmal Frau Palm-Später. Beide, sowohl Hr. Tichatschek wie Frau Krebs-Michalesi ernteten reichen Beifall und Hervorruf. — Nächstdem hörten wir „die Stumme von Portici“, „Ferdinand Cortez“, den „Freischütz“, die „Entführung“, die „Hugenotten“. In letzter Oper betrat Frau Bürde-Mey wieder die Bühne und wurde mit stürmischem Beifall und reichen Blumenspenden begrüßt. Hr. Colbrun, dessen Talent, im Anfang nur von Wenigen recht erkannt und gewürdigt, sich einer immer allgemeiner werdenden Anerkennung erfreut, singt den „Marcel“, der bekanntermaßen eine besonders charakteristische Färbung und eine bedeutende dramatische Gestaltungskraft erfordert, sehr brav. Mit jedem neuen Ausreten zeigt dieser Sänger einen neuen Fortschritt, obwohl er, wie er wohl selbst am besten fühlen wird, noch nicht auf dem Punkt angelangt ist, den er erreichen muß, wenn seine musikalische Bildung und sein scenisches Spiel sich gleicher Anerkennung erfreuen soll, wie seine seltene Stimme.

Die hauptsächlichste Bereicherung unseres Opernrepertoirs in neuerer Zeit, dürfte wohl Gluck's „Iphigenia in Aulis“ sein, deren neucinstudirte Aufführung Sie bereits notizweise gemeldet haben. Die herrliche Oper, welche 2½ Jahr lang nicht aufgeführt wurde, wird hierorts in der Bearbeitung von Richard Wagner gegeben, der die Instrumentation brillant

tirt, Einiges eingeschaltet und den Schluß verändert hat. Es glänzten darin Hr. Tichatschek (Achilles), Hr. Mitterwurzer (Agamemnon), Frau Krebs-Michalesi (Klytemnestra), Frä. Bünke (Iphigenia). Hauptsächlich wird uns nun der Genuß dieser Oper wieder öfter geboten werden. Auch „Iphigenia auf Tauris“ wird gegenwärtig einstudirt. — Der „Kordstern“, der neuerdings ebenfalls wieder an die Reihe kam, machte trotz der erhöhten Preise noch immer volle Häuser.

Von den im Schauspiel in Aussicht gestellten Novitäten, „Marcis“, „Esser“, „Anton und Cordelia“, „Klytemnestra“, „Lady von Worsley-Hall“, wird das zuletztgenannte zuerst über die Bretter gehen. Von werthvollen klassischen Stücken befanden sich in letzter Zeit auf dem Repertoire: „die Räuber“, „Jungfrau von Orleans“, „Don Carlos“, „Egmont“, „Hamlet“, „Romeo und Julia“ u. A., in den Hauptrollen meist durch Gäste vertreten. Auch „Preciosa“ wurde wieder einmal aufgeführt, dieses einst so beliebte und gerngesehene Stück Zigeunerromantik, das dem blasirten haut göute der Gegenwart gar nicht mehr so recht munden will. Frä. Margarethe Ehrenbaum, vom Herzogl. Theater in Gotha, trat darin als Gast auf. Die junge Dame, der ein günstiger Ruf voraus ging, besitzt Alles, um auf der Bühne glänzen zu können, eine schöne, anziehende, schlanke Gestalt, fein nuancirte Bewegungen, denen es nur noch an der wünschenswerthen Sicherheit fehlt, und ein klangvolles, weiches Organ, das einer umfangreicheren Ausbildung fähig ist. Gleichwohl vermochte die junge Künstlerin hier keinen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Wie man hört, spielte sie Preciosa nicht allein hier, sondern überhaupt zum ersten Male und dann war sie augenscheinlich nicht im Vollbesitz ihrer Kraft, wenn, wie von Gotha aus berichtet wird, sie dort Rollen wie Gretchen, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Julia und ähnliche mit großem Beifall darstellte. Sollen wir Frä. Ehrenbaum einen Rath geben, so ist es der: auf das fleißigste zu studiren und ihrem Talent vor der Hand nicht zu viel zuzutrauen. Die Kunst fordert in jeglicher Gestalt eine unbedingte Hingabe und Vertiefung, ehe sie ihre Kränze spendet.

Eines der bemerkenswerthesten Gastspiele der letzten Zeit war das des Hrn. Lufberger vom k. k. Hofburgtheater in Wien, der als Königsleutnant, Magister Reislund, Baron von Montrichard im „Damenkrieg“ und in der „Partie Piquet“ hier auftrat und sich als ein trefflicher Situationschauspieler erwies, dem ein weitreichendes Repertoire zu Gebote steht. Ganz besonders gefiel hier sein „alter Magister“. Das nächste Gastspiel soll das der Marie Seebach sein.

Das Sommertheater am Sinkschen Bade, das mit dem mehrfach wiederholten Kaiser'schen Charaktergemälde „die Frau Birthin“ eröffnet ward, brachte neuerdings noch eine andere Novität auf die Bahn: „Ein moderner Faust, Zauberposse mit Gesang und Tanz, von P. F. Trautmann, Musik von Richard Genée.“ Vom Standpunkt einer ernsten Kritik läßt sich allerdings Manches gegen diesen modernen Faust, wie mehr oder minder gegen alle modernen Possen mit und ohne Zauberei einwenden; denn es scheint bei demselben Princip zu sein, den Regeln der Kunst und den Forderungen der Wahrheit absichtlich aus dem Wege zu gehen; indessen — „der Lebende hat Recht“, wie auch der moderne Faust beweist, der bereits 5—6 Mal wiederholt wurde, und sich wohl noch länger auf den Brettern erhalten wird. Wenn der „artefische Brunnen“, „Herr Purzel in Spanien“, „Aladin“, Robert und Bertram“ etc. stehende Nummern auf unserem Repertoire sind, so muß man schließlich schon um der Parität halber dem „modernen Faust“ das gleiche Recht zugestehen. Von Seiten der Direktion war übrigens Alles gethan, um die Aufführung durch Dekoration und Kostüm so brillant als möglich zu machen. Neuerdings hat man das „Donauweibchen“ neu einstudirt, was nur zu loben ist. Ueberhaupt sollte man ältere Stücke dieser Art nicht so ganz und gar in Vergessenheit gerathen lassen.

Anfang Juli ist denn endlich auch das zweite Theater im Königlichen großen Garten eröffnet worden. Dasselbe zieht vor der Hand mehr durch seine geschmackvolle und elegante Einrichtung, als durch besondere Kunstgenüsse an, obgleich der Direktor desselben, Hr. Resmüller, Alles gethan, um sein Personal so sehr als möglich zu vervollständigen. —

In den literarischen Kreisen der Residenz geht es — einigen Fremdenbesuch abgerechnet — noch immer sehr schweigsam zu. Julius Hammer wohnt den Sommer über in Pillnitz und beschäftigt sich dem Vernehmen nach mit neuen dramatischen Arbeiten, Gustow beabsichtigt eine Reise nach Italien. Gustav Kühne ist nun definitiv hier; ebenso Thecla v. Sumpert. —

Das von Dr. Karl Weller, einem hiesigen jungen Arzte, projektirte lyrische Album zum Besten der Schillerstiftung soll bis zum Herbst fertig werden. Der Herausgeber beklagt sich über die Theilnahmslosigkeit einiger rasch zu Namen gekommenen jüngeren Poeten, die seinen Aufruf vornehmerweise ignorirt und ihn weder durch Zusendung ihrer Gedichte noch sonst wie unterstützt haben. Trotzdem haben sich gegen 200 Gedichtsammlungen eingesunden und fast ebensoviel Manuscriptsendungen, so daß dem Dr. Weller ein reiches Material zu Gebote steht. Möge die Theilnahme des Publikums ihm ebenfalls werden.

Z.

Anzeigen.

Im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung erschien soeben:

Die Dorfgroßmutter.

Eine Idylle

von

Moritz Horn.

Miniatúrausgabe.

Ein neues erzählendes Gedicht des Dichters der „Pilgerfahrt der Rose“, „der Lillie vom See“ u. s. w. Auf realem Boden spielend, und den der Märchenwelt verlassend, weist es neben diesem Vorzuge, auch alle oft gerühmten früheren Eigenschaften der Dichtungen Moritz Horns auf. Die Frische und Anschaulichkeit epischer Schilderung, die tiefe Innigkeit der Empfindung, und den Reiz schöner Form. Die Idylle — obenein ein Genre, welches in neuerer Zeit wenig glückliche Repräsentanten gefunden hat, wird sicher den reichsten nachhaltigsten Beifall beim Publikum finden.

Unter der Presse:

Pantheon deutscher Dichter.

Herausgegeben

von

Adolf Stern.

Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit einem biographischen Verzeichniß der Dichter.

Ferner erschien:

Funfzig Lieder für Componisten.

Von

Julius Schanz.

Den Freunden der Lyrik, sowie den Tonsetzern gewiß eine höchst willkommene Gabe. Talentvolle Componisten haben einzelne der anmuthigen, formvollendeten Lieder bereits in Musik gesetzt.

Die Verlagsbandlung von **Heinrich Matthes** in Leipzig.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.